

«Das internationale Genf funktioniert»

Die EU-Botschafterin Deike Potzel bleibt trotz Donald Trump optimistisch für die Uno – und schmiedet neue Allianzen



Die Uno leidet auch an ihrem neben New York zweitwichtigsten Sitz in Genf unter Sparmassnahmen.

JORDI RUIZ CIRERA FÜR NZZ

Frau Botschafterin, am Samstag ist Europatag. Ist Ihnen zum Feiern zuzumute?

Natürlich. Für mich, die in der DDR gross geworden ist, ist der Europatag ein ganz besonderes Geschenk. Die EU ist das grösste Friedensprojekt. Es hat gezeigt, dass man aus Ruinen zusammenkommen und einen Raum des Rechts und des Wohlstands schaffen kann. Dass die EU nicht perfekt ist, sollte niemanden verwundern. Wir sind eine grosse Familie.

Sie vertreten im multilateralen Genf eine multilaterale Organisation. Tanzen Sie auf einem untergehenden Schiff?

Überhaupt nicht. Weil hier in Genf immer noch sehr viel gelingt. Und weil ich jeden Tag spüre, wie gross die Erwartungshaltung gegenüber Europa und der EU ist. Viele schauen auf uns, wenn es darum geht, Normen, Rechte und Prinzipien zu verteidigen.

Welche konkret?

Zum Beispiel die siebzehn Ziele der nachhaltigen Entwicklung. Alle Uno-Staaten haben sich verpflichtet, diese Ziele bis im Jahr 2030 zu erreichen, etwa mehr Gleichheit und menschenwürdi-

ges Arbeits- und Wirtschaftswachstum. Auch beim Thema Klimawandel schauen viele auf die EU, etwa kleinere Inselstaaten, die wir finanziell und politisch unterstützen.

Der US-Präsident Donald Trump verfolgt oft entgegengesetzte Ziele. In Genf hat er vielen Organisationen 20 Prozent und mehr ihres Budgets gestrichen. Wie spüren Sie das?

Meine Kollegen und Kolleginnen und ich sind uns hier einig: Genf funktioniert nach wie vor, und der Multilateralismus und das System der Vereinten Nationen sind die Basis für unsere gemeinsame Zukunftsgestaltung. Es gibt hier eigentlich niemanden, der das System existenziell infrage stellt.

Donald Trump hat einen alternativen Friedensrat gegründet. Auch Israel und Argentinien etwa kritisieren die Uno oft fundamental.

Natürlich ist die grosse Mehrheit der Staaten der Ansicht, dass die Vereinten Nationen sich reformieren müssen. Aber als Forum sind sie letztlich unersetzbar.

Ein hochrangiger Diplomat eines EU-Staates sagte kürzlich im Hintergrund-

gespräch, in der «Genfer Blase» hätten viele nicht verstanden, wie stark der Sturm da draussen sei. Was entgegen Sie?

Ich denke schon, dass hier allen die schwierige Lage der Weltgemeinschaft bewusst ist. Wo immer Sie hinkommen, ist von dem Druck auf dieses System insgesamt, auf den Multilateralismus und das Völkerrecht die Rede. Unterschiede zwischen den Staaten gibt es dabei, wie stark sie sich für Reformen einsetzen.

Genf funktioniert, sagen Sie. Was zum Beispiel?

Zentraler Dreh- und Angelpunkt für uns ist der Menschenrechtsrat. Natürlich sagen immer wieder Leute: Was bringt schon eine Resolution? Aber diese Resolutionen stärken das internationale Recht, zum Beispiel die Rechte von Kindern in bewaffneten Konflikten. Die EU hat sich auch stark eingesetzt für einen Untersuchungsmechanismus für Afghanistan: Frauen und Mädchen können nun Menschenrechtsverletzungen anzeigen, damit die Täter zur Rechenschaft gezogen werden.

Genf hat rund vierzig weitere internationale Organisationen. Wo ist Ihr Fokus?

In der Weltgesundheitsorganisation hat die EU sich für das Pandemieabkommen eingesetzt, damit wir in der nächsten Pandemie besser aufgestellt sind. In der Internationalen Arbeitsorganisation engagieren wir uns für die Rechte von Arbeitnehmern, in der International Telecommunication Union (ITU) für digitale Standards. Das sind alles Dinge, die sehr konkret unsere Zukunft gestalten.

Zugleich müssen Sie sich ohnmächtig fühlen, wenn Männer wie Donald Trump allein Weltpolitik machen und etwa Iran angreifen.

Der Uno-Pfeiler Frieden und Sicherheit ist ja in New York angesiedelt. Hier in Genf haben wir einen Schwerpunkt auf Menschenrechten, Humanitärem und Standards, etwa für Technologien. Ich glaube, das ist mit ein Grund dafür, dass Genf eben weiterhin funktioniert. Natürlich spüren auch wir hier die Weltlage. Aber ich will meinen Optimismus nicht aufgeben.

Sie sind seit acht Monaten EU-Botschafterin in Genf. Was haben Sie in dieser Zeit gelernt?

Dass die technischen Organisationen für viele Staaten heutzutage so stark im Vordergrund stehen. Viele Menschen wissen wahrscheinlich nicht, dass

technische Konflikte beobachten. Da bringen wir uns als EU natürlich ein. Zum Beispiel haben wir unsere Erwartungen für die Rahmenbedingungen der Konferenz in Shanghai formuliert. Die ITU wird die technischen Parameter im sogenannten Gaststaatenabkommen festlegen.

Welche gleichgesinnten Akteure haben Sie allgemein in Genf?

Ich investiere viel Energie in unsere Partnerschaften und Allianzen. Mit der Afrikanischen Union haben wir in meiner Amtszeit schon ein Treffen mit allen 27 EU-Staaten durchgeführt, derzeit bereiten wir das zweite Treffen vor. Gerade haben wir den Golf-Kooperationsrat getroffen. Ich spreche mit Staatenbünden aus Zentral- und Südostasien sowie aus Lateinamerika und der Karibik. Mit den indopazifischen Staaten würden wir gern mehr machen.

Die Welt ist mehr als nur die USA und China.

Klar. Aber mit ihnen arbeiten wir natürlich auch zusammen.

Die Uno reformiert und verschluckt sich seit rund einem Jahr unter dem Titel «UN80». Wie ist der Stand der Dinge?

Die Reform ist auf dem Weg, aber es muss noch mehr passieren.

Das hört man praktisch seit einem Jahr.

Es gibt viele Organisationen, die schon grosse Anpassungen gemacht haben. Die Internationale Migrationsorganisation etwa hat die Zahl ihrer Mitarbeiter in Genf stark verringert. Gleiches gilt für das Flüchtlingshilfswerk. Die Organisationen schauen, wo sie ihr Personal am besten einsetzen können, wie sie mit anderen Organisationen enger kooperieren können. Dennoch setzt die EU sich dafür ein, dass dieser Prozess noch energischer durchgeführt wird. Denn die Vereinten Nationen befinden sich an einer entscheidenden Weggabelung. Das System muss sich verändern, seine Strukturen und Prozesse verschlanken, sich auf Kernmandate und -kompetenzen konzentrieren.

Wo führt andernfalls der Weg hin?

Wenn diese Reformen nicht gelingen, wird das Vertrauen in die Handlungsfähigkeit internationaler Akteure weiter sinken. Dann kann ich mir kaum vorstellen, wie das System die Kraft haben soll, die drängenden Probleme der Menschheit anzupacken, etwa den Klimawandel und den Umgang mit KI. Aber wir arbeiten jeden Tag mit unseren Partnern daran, dass ein solches Szenario nicht eintritt.

Interview: Matthias Sander, Genf



«Die Uno ist als Forum letztlich unersetzbar.»

Deike Potzel
EU-Botschafterin
bei der Uno in Genf

diese Organisationen überhaupt existieren. Dabei ist zum Beispiel die Weltorganisation für Meteorologie essenziell für den internationalen Schiffs- und Flugverkehr. In Organisationen wie der International Telecommunication Union werden Normen und Standards für die Zukunft gesetzt, entsprechend finden da spannende Auseinandersetzungen statt.

Die ITU prägt etwa die 5G- und 6G-Kommunikation. Die USA versuchen, der amerikanischen Generalsekretärin zur Wiederwahl zu verhelfen. Und China organisiert 2027 eine einmonatige kontroverse Konferenz in Shanghai.

Mein Lieblingslogan ist «The technical is the new political». Hier spielt die Musik, mit ganz neuer Dynamik. Man kann auch in Organisationen wie der ITU geopoliti-

Nichts Neues mehr aus dem Weltraum

Bruno Stanek war der Mann, welcher der Schweiz das All erklärte – nun ist er 82-jährig gestorben

SAMUEL TANNER

Aus der Nacht, die Bruno Stanek berühmt machte, gibt es keine Bilder mehr. Stundenlang war er auf Sendung, bis Neil Armstrong am frühen Morgen des 21. Juli 1969 den ersten Fuss auf den Mond setzte. Stanek war 25 Jahre alt, ein junger Wissenschaftler an der ETH, der der Schweiz den Weltraum erklärte. «Aus Science-Fiction wird Wirklichkeit», sagte er. Es war einer der grossen Fernsehmomente, fast eine Million Menschen schauten und vertrauten Stanek. Weil das Schweizer Fernsehen die teuren Magnetbänder später kurzerhand überspielte, wurde die Sendung zur Legende.

Und mit ihr Bruno Stanek, ein Mathematiker aus Rorschach am Bodensee, dem schon als fünfjähriger Bub die Welt nicht mehr genug war. Damals habe er, angeleitet vom Vater, erstmals zum Nachthimmel geschaut und einen besonders hellen Stern entdeckt. Niemand wusste, wie er hiess. Aber später habe er zurückgerechnet: Es müsse Jupi-

ter gewesen sein. Bald durchsuchte er in St. Gallen die Antiquariate nach Astronomiebüchern. Als Student an der ETH angekommen, stellte er an einem Computer erste Berechnungen an. Zudem hörte er auf der Kurzwelle das «Kauderwelsch» von Voice of America, das die ersten astronomischen Expeditionen übertrug. So war er bereit, als Experte die Mondlandung zu kommentieren.

Ein begeisterter Mathematiker

Bruno Stanek war einer der ersten allwissenden Experten, wie sie im neuen Fernsehzeitalter plötzlich gefragt waren, um die zunehmend bunte Welt ein bisschen übersichtlicher zu machen. So wie er den Weltraum deutete, kommentierte Hans A. Traber die Natur, Bernhard Russi die Skirennen und Claude Longchamp die Politik.

Stanek wusste, wie er sich als Autorität zu inszenieren hatte. In unzähligen Übertragungen von Weltraummissionen trug er gerne Kopfhörer, als sei er direkt

mit den Astronauten verbunden. Er sass neben einer Weltkugel. Oder die Kulisse war eine Mondlandschaft. Mit dem Erklärstock zeigte er auf ein nachgebau-



Bruno Stanek
1943–2026

tes Raumschiff. Er stand in einem Fernsehstudio in Zürich, aber er war unser Mann im Weltraum.

Stanek war ein begeisterter Mathematiker, weil die Mathematik zeige, wie der Kopf von innen aussehe. «Der Spiegel zeigt nur, wie er von aussen aussieht.» Aber er konnte seine Wissenschaft popularisieren. So erklärte er in einer Sendung, dass die Fingernägel auf

dem Mond langsamer wachsen würden, was wahrscheinlich am Mineralhaushalt im Blut liege, der sich anders verhalte. «Wenn Sie [die Fingernägel] auf der Erde einmal in der Woche schneiden müssen – da oben genügt es einmal im Monat.»

Auch nach der grossen Zeit der Raumfahrt und seiner Sendung «Neues aus dem Weltraum» blieb Bruno Stanek in seiner Rolle. Der Mann, der die Dinge einzuordnen gewohnt war, wollte sich nicht mehr einordnen lassen: Er wurde freischaffender Buch- und Software-Autor, gab nach eigenen Angaben tausenddreihundert Vorträge, verglich sich einmal in seinem universalen Interesse mit Leonardo da Vinci.

Der Mond als Aussenposten

Das Selbstbewusstsein des allwissenden Experten behielt er auch, als diese an Autorität verloren. Als er im Jahr 1994 in der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens gefragt wurde, weshalb es nicht mehr zu Expeditionen auf den Mond

komme, sagte er: «Die Pioniere haben den Bürokraten Platz gemacht.» Und doch hoffe er, dass es bald wieder so weit sei, denn die Kraft, die Menschen aus solchen Expeditionen ziehen könnten, sei unwahrscheinlich: «vor allem in einem Land des Kleinmutes, in der Schweiz». Im Jahr 2009, zu einem weiteren Mondlandungsjubiläum, erklärte er bei Tele Top, in der Zukunft könnten auf dem Mars «Millionen von Menschen leben, und zwar sehr gut», während der Mond eher «ein Industriegebiet, ein Aussenposten» sein werde.

Sein Expertentum fasste er immer weiter. Auf seiner Website kommentierte er auch «zum Weltgeschehen», dem er nicht wissenschaftlich, sondern zunehmend verschwörerisch zu begegnen schien: «Globalisten» würden regieren, George Soros infiltriere Washington, der Klimawandel sei ein Mythos.

Schrieb er aber über die Raumfahrt, hoffte er auch noch als alter Mann auf die nächste grosse Expedition. Seit dem 5. Mai ist Bruno Stanek nicht mehr auf dieser Welt, er wurde 82 Jahre alt.